

HIMMEL & ELBE

Hamburger  Abendblatt

Eine Beilage des Hamburger Abendblatts, der Evangelisch-Lutherischen Kirche,
der Katholischen Kirche und der Caritas in Hamburg

Freitag, 4. April 2025



Mutig
sein!

Editorial

Liebe Leserinnen,
liebe Leser



Sabine Tesche

Es gibt Menschen, die haben durch ihren Widerstand im deutschen Nazi-Regime Unglaubliches geleistet und viele haben dafür ihr Leben gelassen. Einer von ihnen war Dietrich Bonhoeffer, dieser mutige Theologe, der sich offen gegen die Kirchengestaltlichen stellte, die den Nazis willig zur Seite standen.

Zu Bonhoeffers 80. Todestag erinnern wir noch einmal an diesen großartigen Berliner Pfarrer, der mit seinem Worten: „Kirche muss für andere da sein“ eben selbige bis heute prägt. Nicht zu vergessen, sein wunderbares Gedicht, das vertont wurde: „Von guten Mächten wunderbar geborgen“.

Große Wellen schlug die ARD-Dokumentation OutInChurch, bei der sich Angestellte und Pfarrer der katholischen Kirche zum ersten Mal von ihrem Coming-out sprachen und beschrieben, wie schrecklich ein Leben im Verborgenen auf die Dauer ist. Einer der Initiatoren der Kampagne ist der Hamburger Referent im Erzbistum Jens Ehebrecht-Zumsande. Mit ihm hat mein Kollege Edgar S. Hasse ein spannend zu lesendes Interview geführt.

Man kann auch Mut im Kleinen beweisen. Wir haben Menschen gefragt, wann sie mutige Schritte gegangen sind: Einen Rentner, der aus seinem gewohnten Umfeld in ein Pflegeheim gezogen ist, ein Chorkind und eine Unternehmerin, die mit 74 Jahren noch mal eine Firma gründete.

Und das Porträt über den Mariendom-Pfarrer Thorsten Weber rundet die Serie der Mutigen ab. Er ist so richtig ins kalte Wasser gesprungen. Warum, lesen Sie auf Seite 7.

Viel Freude beim Lesen der Ausgabe,
Ihre Sabine Tesche

Inhalt

Seite 3: Essay über Dietrich Bonhoeffer sowie ein Blick der Sicht eines Familienmitglieds.

Seite 4: Beispiele von Menschen, die mutige Entscheidungen getroffen haben. Außerdem: Wie man gut mit Konflikten und Mobbing in der Firma umgeht.

Seite 5: Interview mit Jens Ehebrecht-Zumsande, der Teil der Kampagne OutInChurch ist.

Seite 6: Querbeet durch die Kirchenlandschaft. Kolumnist Andreas Hüser über die Alte Villa in Niendorf.

Seite 7: Begegnung mit dem Mariendom-Pfarrer Thorsten Weber und seine späte Berufung als Geistlicher.

Seite 8: Glaubens-Abc – Welche Bedeutung die Auferstehung Christi für das Christentum hat. Außerdem: Das Osterfest fällt dieses Jahr auf ein besonderes Datum.

Impressum

„Himmel & Elbe“ ist eine Beilage des Hamburger Abendblatts, der Evangelisch-Lutherischen Kirche, der Katholischen Kirche und der Caritas in Hamburg.

Redaktion

Verantwortlich: Sabine Tesche

Mitarbeit: Ann-Kathrin Brenke, Dr. Edgar S. Hasse

Theologischer Beirat: Hauptpastor und Propst

Dr. Martin Vetter

Gestaltung: Andreas Weigand

Schlussredaktion: Lektorat

Titelfoto: Getty Images/ Stockfoto

Redaktion: 040/55 44-71157;

E-Mail: sabine.tesche@abendblatt.de

www.abendblatt.de/kirchen

Nächste Ausgabe: 20. Juni 2025



Mia Marens (Name geändert) im Gespräch mit ihrer Bezugsbetreuerin Natalie Lucka (l.).

ROLAND MAGUNIA (2)

Manchmal geht's nur ums Überleben

In der Johanna Wohngruppe werden 24 junge Frauen mit psychischen Problemen betreut

Sabine Tesche

Zwei Jahre hat Mia Marens (Name geändert) auf ihren Platz in der Johanna Wohngruppe gewartet. Bis dahin wohnte die 26-Jährige alleine in einer Wohnung und erhielt aufgrund psychischer Probleme ambulante Unterstützung. „Aber das tat mir nicht gut. Ich habe häufiger nachts Panikattacken, leide unter einer Traumafolgestörung und dissoziativen Zuständen“, sagt die junge Frau mit den dunklen langen Haaren ganz offen. Sie benötigt nachts immer mal wieder einen Ansprechpartner, und den gibt es in der Wohngruppe in Altona – denn sie ist rund um die Uhr mit Sozialpädagoginnen besetzt.

24 Frauen zwischen 18 und 27 Jahren wohnen derzeit in dem Projekt, dessen Träger der Sozialdienst katholischer Frauen Hamburg e.V. ist. Es gibt drei WGs mit zweimal fünf Zimmern, eine Vierer-WG und sechs Einzelwohnungen. Letztere sind für die Bewohnerinnen bestimmt, die sich schon in einer Erprobung zur Selbstständigkeit befinden.

Denn darum geht es: Frauen mit psychischen Problemen wieder eine Lebensperspektive zu bieten, bei der sie ihren Alltag und Beruf eigenständig gestalten. „Die Frauen kommen entweder aus einer psychiatrischen Klinik zu uns, manche aus einer Jugendwohnung oder aus einer Tagesklinik. Die meisten haben eine Doppelt- bis Mehrfachdiagnose und manche sind auch suicidal“, sagt Regina Seyer (60), Bereichsleiterin der verschiedenen Johanna-Angebote, zu denen auch noch ambulante und teilstationäre Teams gehören.

Bei manchen der Bewohnerinnen geht es nur darum, den Alltag zu bewältigen, Arzt- und Amtstermine wahrzunehmen, andere studieren oder sind in einer Ausbildung.

Auch Mia Marens studiert soziale Arbeit, aber ist derzeit krankgeschrieben. Deswegen muss sie am täglichen Morgenkreis teilnehmen, bei dem besprochen wird, was man

am Tag vorhat. Außerdem besucht sie die verschiedenen Angebote, wie die Kreativ- und Handarbeitsgruppe, die Reittherapie und übernimmt wie alle Putz- und Wäschedienste. „Einfach nur abhängen gibt es bei uns nicht“, sagt Bereichsleiterin Regina Seyer.

Ich bin viel stabiler und kann endlich an meinen Themen arbeiten.

Mia Marens Bewohnerin der Johanna Wohngruppe

Seit zwei Jahren lebt Mia Marens in der Einrichtung. Sie hat sie sich ausgesucht, weil „ich selbstständig sein, meine eigene Tagesstruktur bestimmen wollte und auch Freunde weiterhin treffen möchte“. Besuch ist nach Anmeldung erlaubt – auch männlicher. Sie verspüre eine deut-

liche Veränderung in sich. „Anfangs war es natürlich ungewohnt in einer WG zu leben, aber inzwischen merke ich, wie viel stabiler ich bin. Vorher ging es bei mir nur ums Überleben. Aber ich kann hier endlich an meinen Themen arbeiten“, sagt Mia Marens.

Sie macht eine ambulante Therapie, denn die Mitarbeiterinnen der Einrichtung arbeiten nicht therapeutisch. „Wir bieten nur sozialpädagogische Hilfen und arbeiten an den mit den Frauen vereinbarten Zielen“, sagt Bettina Brooks (49), stellvertretende Einrichtungsleiterin der Johanna Wohngruppe.

Jede Bewohnerin hat eine Bezugsbetreuerin. Bei Mia Marens ist das Nathalie Lucka (30): „Ich finde gut, dass ich so nah dran an den Bewohnerinnen bin, sie begleiten und fördern kann. Ein Erfolg ist für mich, wenn eine Bewohnerin es schafft, ihr Leben für sie lebenswert zu gestalten, und ich ein gutes Gefühl habe, wenn sie auszieht.“

Mia Marens hat sogar zwei Bezugspersonen. „Ich habe eine Zeit

gebraucht, um mich zu öffnen und Vertrauen aufzubauen. Für mich ist das eine neue Art der Beziehung, ohne dass ich ausgenutzt werde; ich kann so sein, wie ich bin. Ich werde einfach als Mensch akzeptiert“, sagt Mia Marens.

Einige Bewohnerinnen bleiben zwei bis drei Jahre, andere leben schon fünf oder sechs Jahre in der Einrichtung „Das finde ich eigentlich zu lange, ich würde mir mehr Fluktuation wünschen“, sagt Regina Seyer.

Denn die Warteliste für die Einrichtung ist lang – es gibt nicht viele Projekte in Hamburg, die nur für Frauen offen sind. Allerdings werden nicht die Liste abgearbeitet, sondern geschaut, wer in die WGs passe, und bei Notfällen werde schneller reagiert, wenn gerade ein Platz frei ist. Die Kosten werden für Personen bis 21 Jahre von der Jugendhilfe, danach vom Amt für Eingliederungshilfe übernommen.

Die Bewohnerinnen bekommen ihren Lebensunterhalt und Taschengeld ausgezahlt und werden darin unterstützt, Selbstständigkeit zu entwickeln. Ausschlusskriterien sind Schizophrenie und akute Psychosen sowie ein BMI unter 17,5. „Für Personen mit Essstörungen wie Magersucht gibt es bessere Einrichtungen als unsere“, betont Bettina Brooks.

Die meisten Bewohnerinnen kämen aus schwierigen sozioökonomischen Verhältnissen, aber einige auch aus bürgerlichen Familien. Sie müssen sich selbst in der Einrichtung vorstellen. Der Konsum von Alkohol und Drogen ist verboten, ebenso wie gewaltsame Übergriffe. „Viele der Frauen haben nie gelernt, sich für sich selbst einzusetzen oder sich ohne Gewalt und Aggression auseinanderzusetzen. Sie erfahren hier, wie man Konflikte ruhig löst“, sagt Regina Seyer.

Und obwohl das Projekt einen kirchlichen Träger hat, spielt Religion und Glaube für die Aufnahme keine Rolle. „Hier ist jede willkommen, egal welcher Weltanschauung, Herkunft, Nationalität, sexueller Orientierung und Religion.“



Sie leiten die Johanna Wohngruppe: Sozialpädagoginnen Bettina Brooks und Regina Seyer (r.).

Theologe und Widerstandskämpfer

Der Berliner Pfarrer Dietrich Bonhoeffer wurde von den Nazis hingerichtet. Ein Essay zum 80. Todestag des Geistlichen

Martin Vetter

Hamburg. Sein letztes Gedicht wurde vertont: „Von guten Mächten wunderbar geborgen“. Als Kirchenlied wurden Dietrich Bonhoeffers Worte berühmt und sind vielen Menschen im Ohr. 80 Jahre ist es her, dass der evangelische Theologe am 9. April 1945 im Konzentrationslager Flossenbürg durch die Nazis hingerichtet wurde. Als Theologe hatte Bonhoeffer die rassistische Judenpolitik der Nationalsozialisten kritisiert. Die Kirche müsse dem Unrecht widerstehen und dem „Rad selbst in die Speichen“ fallen, so Bonhoeffer.

Als Mitte der 1930er-Jahre die Gefahr eines Krieges wuchs, rief er die europäischen Kirchen zum Frieden auf. In der Kirche unterstützten damals nur wenige Bonhoeffers pazifistischen Aufruf.

Seine kritische Haltung gegen die nationalsozialistische Regierung in Deutschland war unbequem. Viele hielten sie auch für illegitim. Durch seine theologischen Schriften, die Briefe aus dem Gefängnis und seine Gedichte wirkt Bonhoeffer auch in unserer Zeit.

Von guten Mächten treu
und still umgeben,
behütet und getröstet
wunderbar ...

Dietrich Bonhoeffer

Gedicht an seine Verlobte aus dem
Gefängnis Ende 1944

Diese Rezeption umfasst ein breites Spektrum: Manche sehen in ihm einen Märtyrer und „evangelischen Heiligen“. In den USA berufen sich heute zunehmend christliche Nationalisten auf den Theologen und missbrauchen seinen Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime als Deckmantel für ihre zunehmende Gewaltbereitschaft. Es gibt verschiedene, teils widersprüchliche Bonhoeffer-Bilder. Vor allem jedoch ist der Theologe ein Mensch in seiner Zeit. Er sagte: „Eine Erkenntnis kann nicht getrennt werden von der Existenz, in der sie gewonnen ist“.

Tatsächlich sind bei Bonhoeffer Leben und Denken eng miteinander verbunden. Prägend waren sein Elternhaus und sein Studium: Dietrich Bonhoeffer wird 1906 geboren und wächst in Berlin in einer bildungsbürgerlichen Familie auf. Die Familie macht viel Musik. Alle gehen warmherzig miteinander um. Das Lernen fällt Dietrich leicht, er macht früh Abitur. Schon im Alter von 21 Jahren schließt er das Theologiestudium mit einer Doktorarbeit ab. In den 1930er-Jahren reist er mehrmals ins Ausland. In Barcelona und während eines theologischen Studienjahrs in New York knüpft er internationale Kontakte und schließt ökumenische Freundschaften. Bonhoeffer wird Jugendsekretär des Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen und hinterfragt den Nationalismus in Deutschland.

Als am 9. November 1938 in Deutschland die Synagogen brennen, unterstreicht er in seiner Bibel einen Vers aus Psalm 74: „Sie verbrennen Gottes Häuser im Land“. Später beteiligt er sich – zusammen mit seinem Schwager Hans von Dohnanyi – an den Vorbereitungen zum Sturz von Adolf Hitler. Ein evangelischer Pfarrer, der bereit ist, den Diktator gewaltsam zu be-



Dietrich Bonhoeffer (1906–1945) war Pastor und kämpfte gegen das Nazi-Regime.

AKG-IMAGES

kämpfen! In den Jahren nach Kriegsende schieden sich daran die Geister.

Mich beeindruckt heute vor allem, dass Bonhoeffer unabhängig dachte und mutig handelte. Er war in der Lage, Erwartungen, die an ihn herangetragen wurden, zu enttäuschen und damit auch zu relativieren: In jungen Jahren verzichtete er bewusst auf eine Karriere an der Universität und wurde Pfarrer in Berlin-Tiergarten. Innerhalb der Kirche kritisierte er die führende evangelische Glaubensbewegung seiner Zeit, die „Deutschen Christen“. Furchtlos setzte er sich über kirchliche Grenzen hinweg für Verfolgte ein und widersprach dem Unrecht. Es braucht Zivilcourage, eine eigene Haltung zu vertreten, gerade wenn diese dem gesellschaftlichen Konsens widerspricht.

Bonhoeffers Unerschrockenheit und geistliche Weite verbinde ich mit zwei Themen, die ihn bis ans Ende seines kurzen Lebens beschäftigten: Kirche und ein Ringen um den persönlichen Glauben. Die beiden letzten Lebensjahre verbrachte Dietrich Bonhoeffer im Wehrmachtsuntersuchungsgefängnis von Berlin-Tegel. Im April 1943 wurde er verhaftet und wenige Monate später vom Reichskriegsgericht wegen Wehrkraftzersetzung

Nie nachlassen im Kampf um Recht und Freiheit

Tobias Korenke ist ein Großneffe von Dietrich Bonhoeffer. Wie dessen Engagement bis heute nachwirkt

Tobias Korenke

Hamburg. Dietrich Bonhoeffer ist für mich nur als Teil der großen Bonhoeffer-Familie zu denken. Deren Welt am Vorabend der Nazi-Diktatur ist heute nur schwer zu verstehen. Die Verbindung untereinander war ungewöhnlich eng. Auch wenn es Einzelne immer wieder aus Berlin wegzog, die Hauptstadt blieb ihr Zentrum.

Die Eltern Paula und Karl Bonhoeffer, Professor für Psychiatrie an der Charité, hatten sich für ihr Alter ein Haus im Westend gebaut. Hier lebte Dietrich, wenn er in Berlin war, in der Mansarde, schrieb er viele seiner bedeutenden Texte. Direkt daneben wohnte Dietrichs ältere Schwester Ursula, meine Großmutter, mit ihrem Mann und den vier Kindern. Dietrichs älterer Bruder Klaus hatte mit seiner Familie ein Haus im selben Viertel bezogen. Viele Freunde lebten in der Nähe.

Der Austausch über politische, naturwissenschaftliche, theologische

und künstlerische Fragen im Familien- und Freundeskreis muss aufregend gewesen sein. Der junge Theologe Dietrich, der früh zu Ruhm gekommene Physiker Karl-Friedrich, der Jurist Klaus Bonhoeffer: Sie alle bewegten sich in ihren Arbeitsgebieten am Puls der Zeit. Das galt auch für die Rechtswissenschaftler Hans von Dohnanyi, Gerhard Leibholz und Rüdiger Schleicher und den Theologen Walter Dreß, die die Schwestern Dietrichs geheiratet hatten. Sie waren neugierig auf- und ständig im Gespräch miteinander. Gewiss war eine selbstverständliche, im Familienkreis kaum explizit thematisierte christliche Grundierung wichtig.

Vielleicht lässt sich der Umgang miteinander aber am besten mit der Musik, die in der Familie eine große Rolle spielte, beschreiben: Selbstlosigkeit, gegenseitiges Entgegenkommen und Unterstützen, aufeinander hören, vom anderen lernen wollen – nur mit diesen Fähigkeiten entsteht gelungenes Zusammen-

spiel. Und von diesen Fähigkeiten war wohl auch der Umgang in der Familie geprägt. Das heißt nicht, dass alles konfliktfrei lief. Ganz und gar nicht: Es muss immer wieder zu temperamentvollen Auseinandersetzungen gekommen sein. Aber es gab einen tragenden Grundton.

Warum ich das erzähle? Weil es diese Atmosphäre war, die Dietrich prägte. Und die meine Großmutter und meine Mutter uns Kindern weiterzugeben versuchten. Trotz des tiefen Bruchs, den der Einsatz vieler Familienangehöriger im Widerstand gegen die Diktatur bedeutete: Dietrich Bonhoeffer und Hans von Dohnanyi wurden am 9. April 1945 hingerichtet, Klaus Bonhoeffer

zum Tode verurteilt. Im Gefängnis lebte Bonhoeffer getrennt von seiner Familie, von den kirchlichen Freunden und Verbündeten. Doch auch in der Haft blieb er literarisch produktiv: Zu den anregenden Texten jener Zeit gehören Bonhoeffers Überlegungen zur Kirche. Die Kirche solle sich nicht allein mit sich selbst beschäftigen. Kirche müsse, sagt Bonhoeffer prägnant, „für andere da sein“. Statt auf die eigene Sicherheit bedacht zu sein, sei es vorrangig Aufgabe der Kirche, anderen Menschen schützend zu Seite zu stehen.

ser Absicht geschrieben hat. Nach dem Krieg sahen viele in Bonhoeffer ein Vorbild für politisches Engagement und Zivilcourage. Christinnen und Christen in der ehemaligen DDR orientierten sich an seinem Denken, um Kirche im Sozialismus zu gestalten. In Südafrika bestärkte Bonhoeffers Kritik an der Judenverfolgung den kirchlichen Widerstand gegen die Apartheid. Heute, im Abstand von 80 Jahren, erinnert sein Leben die Kirche an ihre Aufgabe, im Staat Stellung zu nehmen zu ethischen und rechtlichen Fragen.

Und sie beschreibt deren Auftrag, sich für soziale Gerechtigkeit einzusetzen. „Kirche für andere“ ereignet sich dort, wo christliches Handeln – etwa in der Gefängnisseelsorge oder Hilfe für Geflüchtete – dazu beiträgt, die Nöte der Menschen zu lindern. Darin bewahrt die Kirche auch Bonhoeffers Erbe.

Der Autor ist Propst und Hauptpastor an St. Nikolai.

Kirche muss
für andere
da sein.

Dietrich Bonhoeffer

Text, den der Theologe in seiner
Gefangenschaft schrieb

Die Gefangenschaft erlebte Bonhoeffer auch als Zeit der persönlichen Anfechtung und Entbehrung. Davon zeugen theologische Aufzeichnungen und Gedichte, die sein umfangreicher Briefwechsel mit der Familie und Freunden aus der Haft in Tegel beinhaltet.

Nach Bonhoeffers Tod wurden sie unter dem Titel „Widerstand und Ergebung“ ediert. Der letzte erhaltene Text ist ein Weihnachtsbrief, den er Ende des Jahres 1944 aus dem Gefängnis an seine Verlobte, Maria von Wedemeyer, schickte: „Von guten Mächten treu und still umgeben, behütet und getröstet wunderbar, so will ich diese Tage mit euch leben und mit euch gehen in ein neues Jahr“, lautet die erste Strophe dieses Gedichtes.

Im Gefängnis der Willkür böser Mächte ausgeliefert dachte er an schützende, gute Mächte. Diese Mächte symbolisieren in biblischer Tradition die Engel. „Von guten Mächten wunderbar geborgen ... Gott ist bei uns am Abend und am Morgen“ – liest man diese vertrauensvollen Worte, so klingen sie wie ein Vermächtnis. Auch wenn Bonhoeffer selbst sie wohl nicht in die-

Veranstaltungen zum Thema:

St. Johanni-Harvestehude
6. & 13. April 2025, 10 Uhr
Gottesdienste zum 80. Todestag
von Dietrich Bonhoeffer,
Heimhuder Str. 92

Hauptkirche St. Nikolai

4. April 2025, 19 Uhr, „Auf den Spuren von Dietrich Bonhoeffer“, Lesung mit Schauspieler David Bunnars. Anschließend Gespräch u.a. mit Klaus von Dohnanyi (Erster Bürgermeister a. D.), Hauptpastor Dr. Martin Vetter. Moderation: NDR-Journalistin Birgit Langhammer. www.hauptkirche-stnikolai.de

Hauptkirche St. Petri

6. April, 10 Uhr, „Mutig für die Wahrheit eintreten“, Gottesdienst mit Gedenken an Bonhoeffer. 12. April, 19 Uhr, „Von guten Mächten wunderbar geborgen“, Musik und Texte von und über Bonhoeffer zum 80. Todestag. Lesung von Daniel Kaiser (NDR). Eintritt ab 13 €. Karten im Vvk. www.sankt-petri.de

Hauptkirche St. Jacobi

13. Juni, 19.30 Uhr, „Ende und Anfang – Bonhoeffers Ermordung und sein frühes Nachleben“, Autorenlesung mit Prof. Dr. Tim Lorentzen. www.jacobus.de



Tobias Korenke
ist Unternehmenssprecher
der Funke
Medien Gruppe.

RETO KLAR/ARCHIV

fer und mein Großvater Rüdiger Schleicher noch in der Nacht vom 22. auf den 23. April 1945 brutal ermordet.

Meine Mutter litt zeit ihres Lebens unter dem Verlust ihres Vaters und der Verwandten und konnte nie überwinden, dass es Landsleute waren, die sie kaltblütig ermordet hatten. Sie starb 2017. Ich muss in diesen Wochen häufig an sie denken. Den Aufstieg einer Partei, die die Sprache der Nationalsozialisten spricht, deren Vertreter die NS-Diktatur als „Vogelschiss der Geschichte“ bezeichnen oder SA-Parolen grölen, die Geschichte mutwillig verdreht und die Erinnerung an die Opfer am liebsten aus dem kollektiven Gedächtnis tilgen möchte, hätte sie zutiefst getroffen. Sie hätte uns aufgefordert, nie nachzulassen im Kampf für Freiheit und Recht, im Einsatz für Schwächere und Unterdrückte. Das ist das Vermächtnis des Widerstands, das Erbe auch Dietrich Bonhoeffers – eine Verpflichtung für uns alle.

Die Diktatur bedeutete: Dietrich Bonhoeffer und Hans von Dohnanyi wurden am 9. April 1945 hingerichtet, Klaus Bonhoeffer

Was bedeutet es, mutig zu sein?

Vom vertrauten Umfeld in ein Altenheim ziehen, vor vielen Zuhörern im Chor singen oder im Alter noch ein Unternehmen gründen - Beispiele von Menschen, die etwas gewagt haben. Und Tipps, was man gegen Konflikte in der Firma tun kann.

Ins Pflegeheim: „Das braucht Vertrauen“

Als Busfahrer war ich in meinem Leben viel unterwegs. Deshalb war es schlimm für mich, als ich nach einem Sturz und den Folgeerkrankungen am Rollator gehen musste und die sechs Stufen zu unserer Eigentumswohnung in Mümmelmannsberg nicht mehr allein bewältigen konnte. Nach dem Tod meiner Frau fühlte ich mich dort sehr einsam. Es kostete mich große Überwindung mir einzugestehen, dass der Umzug in ein Heim die einzige Möglichkeit ist, um wieder rauszukommen und selbstständiger leben zu können.

Mit Gottvertrauen und Mut habe ich mich dann dem Unbekannten gestellt: Ich habe im Internet recherchiert und drei Pflegeeinrichtungen angeschrieben. Im Kursana Domizil Billstedt gefiel mir von Anfang an die herzliche Atmosphäre. Hier wird für Verpflegung, ärztliche Betreuung und viel Unterhaltung gesorgt. Und es wird gern gesehen, wenn Bewohner das Miteinander aktiv mitgestalten. Ich wurde sogar zum Heimbeiratsvorsitzenden gewählt und stehe seither meinen Mitbewohnern bei Wünschen und Problemen zur Seite.

Heute blicke ich mit Dankbarkeit auf mein Leben zurück. Ich habe für meine vier Kinder und sechs Enkelkinder die Glücksfälle aufgeschrieben, in denen ich einen Schutzengel an meiner Seite hatte. Daraus konnte ich selbst die Kraft schöpfen, um beim medizinischen Dienst der Krankenkasse dranzubleiben, bis mir ein Elektrorollstuhl genehmigt wurde. Mit dem E-Rolli kann ich endlich wieder auf eigene Faust unterwegs sein: Ich mache Ausflüge, treffe mich mit der Familie und fahre ab und zu auf meiner alten Busroute durch die Vierlande mit.



Kurt Ziller am Schreibtisch im Kursana Domizil. MARTINA PETERSEN



Ausgrenzung und Schikane sind typische Mobbinghandlungen. Mobbing kann krank machen.

WERNER GÖLZER - STOCK.ADOBE.COM/

Wehrhaft sein: Mobbing bei der Arbeit

Die direkte Konfrontation bei Konflikten liegt nicht jedem, in jedem Fall sollte man sich Unterstützer suchen

Ann-Kathrin Brenke

Hamburg. Konflikte am Arbeitsplatz sind alltäglich. Kathleen Schulze berät Beschäftigte, wenn sich Streitfälle zuspitzen. Seit neun Jahren arbeitet die Konfliktberaterin und Mediatorin als Referentin beim Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt (KDA), einem Fachdienst der Ev.-Luth. Kirche in Norddeutschland, der zwischen Arbeitswelt und Kirche vermittelt.

In der Einzelberatung begleitet Kathleen Schulze Menschen, die von Konflikten oder Mobbing am Arbeitsplatz betroffen sind. „Mobbing entsteht meistens, wenn Konflikte über eine lange Zeit bestehen“, erzählt die 41-Jährige. „Dann kommt es irgendwann zu Schikanen und Ausgrenzung, oft mit dem Ziel eine Person loszuwerden. Es werden beispielsweise Informationen vorenthalten oder manipuliert, es wird nicht mehr zusammen Mittag gegessen oder eine

Person vor anderen schlechtgemacht.“

Die gezielte Anfeindung am Arbeitsplatz ist keine Seltenheit. Laut einer repräsentativen Studie des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales erleben 6,5 Prozent der Beschäftigten in Deutschland Mobbing durch Kolleginnen und Kollegen oder Vorgesetzte.

Die Auslöser für Konflikte sind ganz unterschiedlich, aber häufig geht es um Konkurrenz oder Statusgefährdung, die durch knappe Ressourcen oder Veränderungen im Team entsteht. „Das Gefühl der Ungleichbehandlung ist oft ein Grund für Konflikte zwischen Mitarbeitenden, beispielsweise bei Gehaltserhöhungen oder der Genehmigung von Fortbildungen.“

Beratung in Anspruch zu nehmen, wenn ein Konflikt nicht alleine gelöst werden kann, ist für viele eine große Hürde. „Für diesen Schritt muss man davon überzeugt sein, eine Ungerechtigkeit nicht

mehr hinnehmen zu wollen“, sagt Kathleen Schulze. Es braucht eine Wehrhaftigkeit und auch ein unterstützendes Umfeld. „Betroffenen rate ich, sich Menschen zu suchen, die ihnen beistehen und mit Vertrauten darüber zu reden. Damit sollten sie nicht lange warten.“

An Kathleen Schulze wenden sich Mitarbeitende aus allen Branchen und auch aus allen Hierarchieebenen: Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, Führungskräfte, Gleichstellungsbeauftragte, Betriebsräte oder Mitarbeitervertretungen. „Die Konflikte, in denen ich berate, sind meist schon hoch eskaliert und haben sich oft über Jahre hochgeschaukelt, so dass die Parteien gar nicht mehr miteinander reden können.“

Um dem vorzubeugen schult Kathleen Schulze auch Personal- und Betriebsräte sowie Mitarbeitervertretungen und hält Vorträge in Unternehmen, um für Mobbing zu sensibilisieren und Einfallstore auf-

zuzeigen. „Ich erlebe oft, dass Führungskräfte nicht eingreifen, aus Unwissenheit oder Überforderung oder weil Rollen nicht geklärt sind.“

Die wichtigste Erkenntnis ist, dass sich Konflikte nicht vermeiden lassen. Bei einem konstruktiven Umgang mit ihnen helfen eine klare Feedback-Kultur, Dienstvereinbarungen, die zur Rollenklarheit beitragen, und eine Fehlerfreundlichkeit innerhalb des Betriebs. „Zu meinen, ‚Bei uns passiert das nicht. Wir haben so ein tolles Arbeitsklima‘, hindert, Konflikte zu erkennen. Wenn in solch einer Betriebskultur Konflikte entstehen, ist das oft schambefahet“, so die Referentin. Ein gutes Konfliktmanagement empfiehlt sich schon aus wirtschaftlichen Gründen. Konflikte verursachen hohe Kosten, wenn Arbeitskräfte unmotiviert sind, der Krankenstand hoch ist oder Anwaltskosten getragen werden müssen.

Wird ein Konflikt nicht bearbeitet, steigert er sich in der Regel per-

manent. „Ausgrenzung und übergriffiges Verhalten geschieht anfangs subtil und wird dann immer aggressiver bis hin zu Angriffen auf die Gesundheit“, erzählt Kathleen Schulze.

Der KDA berät Menschen unabhängig von ihrer Konfession. „Tatsächlich kommen die Anfragen überwiegend aus Arbeitsbereichen außerhalb der Kirche. Oft sind es Gewerkschaften, die uns weiterempfehlen“

Ausgrenzung geschieht anfangs subtil und wird dann immer aggressiver.

Kathleen Schulze Referentin beim Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt

In Hamburg ist der 1952 gegründete KDA eine von wenigen Anlaufstellen, die Beratung im Mobbingfall seit Jahrzehnten unentgeltlich anbietet. In den 90er-Jahren bekam das Thema erstmals Aufmerksamkeit und war schnell in aller Munde – beschrieben als ein Konflikt, der nicht von einem Sachverhalt geprägt ist, sondern von Ausgrenzung, Intrige, Heimlichkeit und Demütigung. Udo Möckel beschäftigte sich intensiv mit diesem Phänomen und führte den Begriff 1993 in die deutschsprachige Debatte ein.

Beeindruckt war Kathleen Schulze von einer Frau im Schulbetrieb, die ihre Situation gegenüber den Kollegen klar benannt und ihr Vorgehen transparent gemacht hat. „Die direkte Konfrontation muss man sich trauen. Das ist auch eine Typfrage.“ In jedem Fall sollten Vorfälle in einem „Mobbingtagebuch“ schriftlich festgehalten werden.

Sorge bereitet Kathleen Schulze der zunehmende Personalmangel, der zu Stress und Überforderung führt. Oft berät sie Menschen, die in der Pflege, im Krankenhaus oder in Kitas arbeiten. „Vor allem dort, wo Fachkräfte fehlen, kommt es durch Überbelastung zu Konflikten. In Stresssituationen entsteht schnell ein Gefühl der Übervorteilung.“

Die positive Seite eines Konflikts ist, dass er unklare Strukturen und Zuständigkeiten in einem Unternehmen aufdeckt. „Werden diese verändert, kann das eine enorme Bereicherung für das gesamte Arbeitsumfeld sein.“

Unternehmensgründerin mit 74

Hackenporsche und Rollator: Elke Jensen hat den CityCaddy erfunden

Unternehmensgründerin mit 74? Das halten andere sicher für gewagt. Doch ich habe den CityCaddy erfunden, eine Kombination aus Hackenporsche und Rollator. In 61 einzelnen Arbeitsschritten wird das exklusive Produkt in Thüringen gefertigt. Es ist Handarbeit. Einen gewissen Drang, Dinge auszuprobieren, Eigenes zu entwickeln und Neues auf die Beine zu stellen, habe ich seit meiner Kindheit verspürt – und meine Familie hat mich darin unterstützt und mich gelassen.

Ein Schwerpunkt in meinem beruflichen Leben war dann die Kunst und Kultur, da braucht man auch immer wieder neue Inspiration sowie Motivation, um sich auf Ungeohntes einzulassen, um Kreativität

auszuleben. Als ich dann den CityCaddy entwickelt hatte, wollte ich ursprünglich meine Idee an eine Firma im Lizenzverfahren geben. Da sich aber keine gefunden hat und ich weiterhin von meinem Produkt überzeugt war, habe ich mir gedacht: Dann mache ich es halt selbst! Ich hatte Lust dazu, und gu-



Elke Jensen (74) ist die Erfinderin des CityCaddy ROLAND MAGUNIA

ten Zuspruch habe ich u. a. auch über Freunde und Familie erfahren. Das macht auch Mut.

Für mich speist sich dieser Mut für unternehmerisches Handeln aus dem Sinn: Man muss – oder lieber sollte – einen festen Glauben daran haben, dass das Handeln Sinn hat, für einen selbst und auch für andere. Darüber hinaus braucht es noch für eine Firmengründung und Wachstum, finanzielle Risikobereitschaft einen langen Atem und sehr gute Nerven. Auch sie zahlen auf das Mut-Konto ein. Den CityCaddy gibt's ab 1500 Euro. 95 Prozent der Kunden sind Frauen, die sich für einen Rollator noch zu jung fühlen und Wert auf Ästhetik legen.

Aufgeschrieben von Edgar Hasse

„Einfach den Schritt wagen“

Was die acht Jahre alte Eva-Marie schon mit viel Mut erreicht hat

Seit ich in der zweiten Klasse bin, singe ich im Kinderchor in der evangelischen Angarkirche. Im Moment singen wir Osterlieder für unseren Auftritt am Ostermontag im Gottesdienst. Am liebsten singe ich das Lied mit den Fischen.

Zu Weihnachten haben wir ein Krippenspiel aufgeführt. Wir saßen in der Kirche vorne auf den Stufen. Ich war ein Hirte und musste immer meinen Text ins Mikrofon sprechen. Das haben wir oft geprobt.

Im Gottesdienst war ich total aufgeregt, weil da richtig viele Leute saßen und weil Weihnachten war. Hinterher habe ich mich gefreut, dass ich das so gut gemacht habe. Jetzt fällt mir das nicht mehr schwer. Bei einem Theaterstück mit meiner



Eva-Marie am Klavier. Sie singt gern im Chor. ANN-KATHRIN BRENKE

Klasse war ich ein Fisch und ein Löwe. Wir haben „Der Karneval der Tiere“ aufgeführt. Alle Eltern und Omas und Tanten waren bei der Aufführung da. Mutig zu sein ist für mich, dass man was richtig Großes schafft, sich etwas traut. Das war bei mir eine Vorwärtsrolle an der Reckstange, die bei uns auf dem Schulhof getraut. Irgendwann macht man einfach den Schritt und traut sich das. Heute kann ich die Rolle in beide Richtungen gut. Mutig ist auch, wenn man nicht schüchtern ist und zum Beispiel vorne an der Tafel eine Mathe-Aufgabe löst.

Aufgeschrieben von Ann-Kathrin Brenke

Edgar Hasse

Hamburg. Jens Ehebrecht-Zumsande, Referent für „offene Kirche“ in der Pfarrei Sankt Ansgar und Supervisor im Erzbistum Hamburg, hat mit der von ihm initiierten Kampagne OutInChurch bundesweit für Aufsehen gesorgt. Im Interview spricht der Religionspädagoge über Angst, Mut und die Änderung des kirchlichen Arbeitsrechts.

Sie sind in im Münsterland zwischen Osnabrück und Münster aufgewachsen, eine katholische Region. Wie hat Sie das geprägt?

Jens Ehebrecht-Zumsande: Ich komme aus einer sehr katholischen Familie. Meine Eltern hatten eine Bäckerei/Konditorei. Ich habe darum zunächst den Beruf des Konditors gelernt. Aber ich bekam Allergien, so dass ich mich noch einmal neu orientieren musste. Es waren 80 Stoffe, auf die ich allergisch reagierte. Diese Krankheit war damals gleichsam mein Rettungsanker und ein nachvollziehbares Argument gegenüber meinen Eltern, etwas anderes zu machen. Denn ich war damals noch gar nicht mutig. Ich hätte mir nicht erlaubt, einen eigenen beruflichen Weg zu gehen. Genauso zurückhaltend war ich im Umgang mit meiner Homosexualität.

Wie kam das Coming-out?

Ich kannte in den 1980er- und frühen 1990er-Jahren niemanden in meinem Umfeld, der offen homosexuell war. Damals sprach man nicht darüber. Ich hatte für mich das Gefühl, irgendwie bin ich anders, hätte das aber gar nicht genauer benennen können. Das ist im Alter von 16 Jahren mehr und mehr ins Bewusstsein gedrungen. Damals galt im Übrigen noch der Paragraf 175 mit der Nähe zur Kriminalität. Ich hatte also einen langen Prozess zum Coming-out.

Mit wem konnten Sie sich darüber austauschen?

Ich fühlte mich sehr einsam, denn es gab niemanden – und ich hätte mich auch nicht getraut. Nach außen spielte ich den Klassenclown, aber im Inneren war ich oft unglücklich. Während meiner Studienzeit der Religionspädagogik in Hildesheim erkannte ich schließlich: Okay, ich bin schwul. Und da kam das nächste Problem: Wie will ich mit dieser Prägung künftig in der katholischen Kirche arbeiten?

Als Konditor wäre das einfacher gewesen.

Ja. Da wäre ich mein eigener Herr gewesen. Aber nun war klar: Das darf eigentlich niemand wissen. Als ich dann meine erste Stelle in einer katholischen Kirchengemeinde als Gemeindefereferent hatte, war klar: Ich kann ja nicht mein ganzes Leben lang einen wichtigen Teil von mir zurückhalten. Ich fürchtete bei einem Outing allerdings den Jobverlust. Ganz vorsichtig fing ich an, mich gegenüber einer engsten Kollegin und den engsten Freunden zu outen. Die evangelischen Kirchentage haben im Übrigen mit dazu beigetragen, dass ich erkannte: Ich bin nicht der einzige katholische Theologe, der schwul ist. Das waren ermutigende Momente für mich.

Was hat Ihnen Mut gemacht, in der Kirchengemeinde darüber zu sprechen? Und wann sagten Sie es Ihren Eltern?

Wenn mich jemand direkt gefragt hat, habe ich das nicht verschwiegen. Dennoch war ich damals sehr vorsichtig. Während ich in meinem Freundeskreis seit längerer Zeit geoutet war, sagte ich es meinen Eltern erst im Alter von 27 Jahren. Es war für sie sehr schwer, denn sie fragten gleich: Was sagt die Kirche dazu? Sie machten sich offenbar



Jens Ehebrecht-Zumsande, Referent für „offene Kirche“ bei Sankt Ansgar: „Ich fürchtete bei einem Outing den Jobverlust.“

MICHAEL RAUHE

„Wir haben die Angst angeschaut und sind ihr nicht ausgewichen“

Jens Ehebrecht-Zumsande ist schwul. Ein Gespräch über die Schwierigkeiten im Job in der katholischen Kirche, den Mut vieler Menschen und die Kampagne „OutInChurch“

existenzielle Sorgen um mich. Ich hatte gedanklich mehrere Anläufe gemacht, das meinen Eltern zu sagen, aber es passte am Ende immer nicht. Also trickste ich mich selber aus. Auf Anregung meiner Supervisorin schrieb ich meinen Eltern eine Postkarte aus dem Kloster Nüttschau, wo ich gerade war, und teilte ihnen mit, dass ich am Wochenende etwas Wichtiges sagen müsse. So

Meine Mutter fing an zu heulen, und mein Vater verließ erst einmal den Raum. Es war ein Schock für die Eltern.

Jens Ehebrecht-Zumsande

konnte ich dem nicht mehr ausweichen. Dann komme ich zu Hause an – und meine Mutter sagte: Du willst ins Kloster eintreten.

Die Wahrheit war eine andere – wie reagierten die Eltern?

Meine Mutter fing an zu heulen, und mein Vater verließ erst einmal den Raum. Es war ein Schock für die Eltern. Keine Enkelkinder, was sagt die Kirche – solche Sachen.

Es war offenbar eine Vorbereitung für das Outing notwendig.

Ja. Aber es hört nie auf. Solange die Normen so sind, wie sie sind, steht

man unter Erklärungsdruck. Mit mehr Sichtbarkeit meiner Homosexualität gab es mehr verbale Angriffe, Drohungen und sogar Denunziationen beim Bischof. Ich wurde häufiger denunziert und vom Bischof aufgefordert, mich nicht öffentlich mit Männern zu zeigen. Das konnte ich aber nicht. Dann sollte ich auf eine Stelle in einer Kleinstadt versetzt werden. Da weiß ich bis heute nicht, wo dieser Mut herkam. Ich sagte dem Personalchef: Ich lasse mich nicht erpressen und gehe da nicht hin. Und ob ich schwul bin oder nicht – das geht Sie gar nichts an. Am Ende gab es diese Versetzung nicht. Wo auch immer dieser „Mutanfall“ herkam, es war ein empowernder Moment!

Ein Wendepunkt?

Ja. Da ist der Aktivist in mir geboren worden, Anfang 2003 war das.

Was waren die Auslöser für OutInChurch?

Es war die Act-Out-Kampagne von den Schauspieler*innen. Ich sitze Anfang 2021 morgens beim Frühstück und lese die „Süddeutsche Zeitung“. 185 Schauspieler*innen outen sich im „SZ-Magazin“ als lesbisch, bi, schwul, trans, inter oder queer. Ich war wie elektrisiert. Genial! Ich habe das Cover abfotografiert und in den sozialen Netzwerken geteilt mit dem Text, so etwas brauchen wir in der katholischen Kirche auch.

War das Posting wirklich so spontan? Ja, wenig später schaute ich auf

mein Handy. Es gab sehr viele Reaktionen und erste Zusagen, bei einer möglichen Kampagne in der Kirche mitzumachen. Da habe ich gemerkt: Hier ist Energie drin, da geht was. Die ersten Unterstützer habe ich kontaktiert, nach zwei Wochen waren 80 interessierte Leute in einer von mir einberufenen Zoom-Konferenz.

Corona hat da geholfen, die Leute waren zu Hause ...

Ohne Corona wäre das nicht so schnell gegangen. Wir saßen alle im Homeoffice oder im Lockdown – und es gab mit dem digitalen Meeting ein niedrigschwelliges Angebot. Was aber sofort sichtbar war – dies zum Thema Mut –: Die Hälfte der „Kacheln“ auf dem Bildschirm waren schwarz und ohne Namen. Also die Hälfte der Gruppe war anonym. Auch beim nächsten Mal hieß es von einigen, sie wollten anonym bleiben, weil sie Priester sind. Sie hätten Angst. Deshalb lautete dann unser Kampagnen-Thema: „OutInChurch – Für eine Kirche ohne Angst“. Ich wusste schnell: Wir alle müssen mit dieser Angst umgehen. Mein Mut machender Spruch lautete deshalb: Spüre die Angst – und mache es trotzdem! Das war so mein Mantra. So haben wir uns gegenseitig ermutigt – mit der Folge, dass immer mehr von uns ihr Gesicht in der Kamera zeigten.

Wie ging es dann weiter?

Wenn wir eine Kampagne machen, dann brauchen wir viele Teilnehmer. Über eine Kontaktperson ka-

men wir mit dem Filmemacher Hajo Seppelt ins Gespräch, der einen Film über schwule Priester machen wollte. Am Ende entstand daraus die Idee, mit uns einen Film für die ARD zu drehen. Noch drei Tage vor Ausstrahlung des Films haben mich Leute aus der Gruppe angerufen und gebeten, dass sie im Beitrag nicht auftauchen. Das ging natürlich nicht mehr. Mit denen haben ich Telefonseelsorge gemacht und mir angehört, was da los ist, und ihnen Mut zugesprochen.

Der Film „Wie Gott uns schuf“ wurde am 24.1.2022 ausgestrahlt. 125 Katholikinnen und Katholiken haben sich darin geoutet. Haben Sie vorher den Erzbischof Stefan Heße informiert?

Nach längerem Nachdenken und Rücksprache mit meiner Vorgesetzten: Ja. Ich sagte ihm, dass nach dem Sendetermin hier bei uns im Erzbistum einiges los sein wird. Und zweitens, es wäre gut, wenn Sie dann einige positive Sätze sagen würden. Er war dann tatsächlich der erste Bischof, der unterstützend gesagt hat: „Ich habe Respekt vor den Menschen, die sich in dieser Aktion zu ihrer sexuellen Orientierung bekennen. Eine Kirche, in der man sich wegen seiner sexuellen Orientierung verstecken muss, kann nach meinem Dafürhalten nicht im Sinne Jesu sein.“ Er sei gerne zum Dialog bereit und biete den Unterzeichnern aus dem Erzbistum Hamburg als Erstes ein Gespräch an. Wir hatten in der Gruppe übrigens Menschen, die hatten mit diesem Film

ihr erstes Coming-out. Der Älteste war mehr als 80 Jahre alt. Darunter waren auch Priester. Da habe ich noch einmal selber gemerkt, wie viel Mut es für den Einzelnen bedarf. Mut braucht Solidarität, Unterstützung und Bündnis mit anderen, das habe ich daraus gelernt. Allein ist man der Situation ausgeliefert. Mut wächst, wenn man merkt: Ich stehe nicht allein da.

Was hat die Aktion verändert?

Wir haben dazu beigetragen, dass das katholische Arbeitsrecht geändert wurde. Im November 2022 verabschiedeten die deutschen Bischöfe auf der Vollversammlung des Verbandes der Diözesen in Deutschland eine novellierte Grundordnung des kirchlichen Dienstes, wonach nach der „Kernbereich privater Lebensgestaltung, insbesondere Beziehungsleben und In-

Es braucht ein, zwei Mutige, die den Anstoß geben. Und dann braucht es weitere, die mitmachen.

Jens Ehebrecht-Zumsande

timsphäre“ rechtlicher Bewertung entzogen wird und Familienstand sowie Beziehungsleben weder bei der Einstellung noch bei der Kündigung kirchlicher Mitarbeiter von rechtlicher Bedeutung sind. Weder das freiwillige Outing als bi-/homosexueller Mitarbeiter noch das Eingehen einer gleichgeschlechtlichen Ehe am Standesamt oder die Wiederheirat nach Scheidung sind ein Einstellungshindernis oder ein arbeitsrechtlicher Kündigungsgrund.

Ein Erfolg!

Ohne diese Mega-Öffentlichkeit durch „OutInChurch“ und den Film wären die Bischöfe nicht so schnell vorangegangen.

Mut braucht also kleine Schritte?

Mut braucht Vorbilder. Für uns war das die Kampagne der Schauspielerinnen und Schauspieler. Und es braucht ein, zwei Mutige, die den Anstoß geben. Und dann braucht es weitere, die mitmachen.

War Ihre Partnerschaft mit Ihrem Mann Stefan auch eine Ermutigung?

Auf jeden Fall! Er ist Journalist, selbst seit langer Zeit queerpolitisch tätig und kampagnenerfahren. Er hat mich oft beraten und immer ermutigt. Mach das, du kannst das. Ich hatte bei aller Anstrengung auch eine Grundruhe.

War der Glaube eine Hilfe?

Auf jeden Fall. In der Bibel steht offenbar 365-mal der Satz „Fürchte dich nicht“. Das gibt eine gewisse Gelassenheit, durch die eigene Angst hindurchzugehen. Meine Erfahrung mit „OutInChurch“ ist: Diese Angst vor dem öffentlichen Outing muss man ernst nehmen, sie ist berechtigt. Man könnte gekündigt werden oder als Priester nicht mehr weiterarbeiten dürfen, das waren die berechtigten Sorgen. Es gab mehrere Zoom-Konferenzen genau zu dieser Angst. Wir haben die Angst angeguckt, sind ihr nicht ausgewichen, wir stehen zusammen. Einige sagten, ich kann das nicht und steige aus. Wir haben uns zudem von Arbeitsrechtlern beraten lassen und viele Menschen aus katholischen Verbänden gefunden, die uns unterstützten. Wir wurden also aktiv. Unser Mut hat sich ausgezahlt, indem wir Zehntausende Leute mobilisierten, die mit dem Thema zunächst nichts zu tun hatten.



Andreas Hüser über ein Haus für alle in Niendorf

Quer gedacht

Eine solche Villa hätte ich gern! Hell und vornehm zurückgezogen leuchtet sie inmitten ihrer Nachbarhäuser. Sie hat drei Stockwerke, einen Balkon und eine Terrasse, auf der man sitzen und in den herrlichen Garten blicken kann. Himmelhohe Räume, so viel man will. Allein die Küche im Parterre ist eine Offenbarung. Außerdem ist man hier mitten in der Stadt. Geschäfte und U-Bahn finden sich gleich um die Ecke.

Ich habe diese Villa besichtigt. Nicht um sie zu kaufen. Ich könnte dieses Haus weder bezahlen noch bewohnen. Ich war eingeladen zu einer Eröffnungsfeier. Denn das Begegnungszentrum „Alte Villa“ in Niendorf gehört jetzt allen – vielen zumindest. Dafür sorgt der Verein „Wir für Niendorf“.

Als es vor zehn Jahren hieß: „300 Flüchtlinge sollen nach Niendorf kommen“ haben sich die Kirchengemeinden und tatkräftige Menschen aus dem Stadtteil zusammengesetzt und gesagt: „Wir müssen etwas tun. Und zwar gemeinsam.“ So fing es an.

Wer das Haus heute betritt, erlebt etwas Merkwürdiges. Den Menschen, denen man begegnet, steht die Freude und Hoffnung ins Gesicht geschrieben. Sie nähen, malen, kochen, reparieren Fahrräder, sprechen platt, lernen hochdeutsch. Das ist ja auch schön. Aber die meisten Leute in der Villa kommen aus Gegenden, in denen Hass und Unterdrückung, Krieg und Tyrannei herrschen. Die Frauen, die in einem Raum wunderbare Puppen wickeln und Kissen sticken, nähen auch spezielle Unterwäsche für Kriegsversehrte, denen die Beine weggeschossen wurden. Ob sie ihre Familien in der Ukraine wiedersehen, wissen sie nicht. Ein junger Mann, der ein großes Talent als Polsterer hat, musste Afghanistan verlassen. Ein älterer Herr und „Mann der ersten Stunde“ im Verein ist vor 70 Jahren nach dem Krieg aus Westpreußen gekommen. Er weiß, was es heißt, als Flüchtling nach Hamburg zu kommen und nicht willkommen zu sein. Es muss auch anders gehen. Deshalb macht er mit.

Die Alte Villa in Niendorf ist das Gegenbild zur Welt, wie sie ist. Es gibt noch die Hoffnung, dass so etwas möglich ist: ein Haus für alle, in dem Feinde keine Feinde und Fremde keine Fremde sind. Wo einer dem anderen hilft und alle satt werden. Das erinnert fast an die alten Friedensvisionen der Religionen, in denen sich die Menschen zu einem großen Gastmahl versammeln, ihre Schwerter zu Pflugscharen schmieden und aus allen Nationen zum Gottesberg pilgern. Auch ich habe vor, in die Villa zurückzukehren. Man hat mir gesagt, dass ich dort meine Hosen reparieren lassen kann. Auch einen Nähkurs soll es geben. Glücklicherweise, in der so etwas möglich ist, und die so etwas möglich macht!

Hinhören

Das Grundgesetz als musikalische Lesung

Am 23. Mai um 19 Uhr präsentieren der Schauspieler Roman Knížka und das Bläserquintett OPUS 45 das Grundgesetz als musikalische Lesung. In der St. Georgskirche nehmen sie es von seiner Entstehung bis heute unter die Lupe. Welche Bedeutung hat dieses Fundament 75 Jahre nach seiner Entstehung für uns? Zu Gehör gebracht werden literarische, philosophische und humoristische Texte sowie Sitzungsprotokolle, Briefe u. v. m. Die Musik, mal korrespondierend, mal kontrapunktisch zur Lesung, stammt von Johann Sebastian Bach, Ludwig van Beethoven u. a. Unterstützt von der Landeszentrale für politische Bildung Hamburg.

Der Eintritt ist frei. Hl. Dreieinigkeitskirche, St. Georgs Kirchhof.

Beisammensein

Familienbildungsstätte: Segensfeier für Babys, Kinder und ihre Familien

Welch ein Wunder, wenn ein Kind geboren wird! Mit einer Segensfeier wird das Kind auf der Welt und in den Familien willkommen geheißen und gemeinsam das Wunder des Lebens gefeiert. Es ist eine Gelegenheit, gemeinsam um Gottes Schutz und Segen für das neue Leben zu bitten. Am 9. Mai um 16 Uhr und am 11. Oktober um 10 Uhr gibt es eine etwa halbstündige Segensfeier mit Liedern, einem kurzen Impuls und der Segnung des Kindes und seiner Familien. Anschließend gibt es ein gemütliches Beisammensein mit Kaffee und Kuchen in den kinderfreundlichen Räumen der katholischen Familienbildungsstätte. Die Segensfeier ist für alle Menschen offen, unabhängig von ihrer Konfession.

Kath. Familienbildungsstätte, Lübecker Straße 101, Anmeldung unter E-Mail: info@familienbildung-hh.de oder Tel. 040/229 12 44.



Hingehen und genießen

Wellingsbüttler Orgelfrühling: Wenn Johann Sebastian Bach auf Flamenco trifft und Akkordeon auf Orgel

Der Wellingsbüttler Orgelfrühling ist eröffnet. „Bach – Flamenco – Passión“ heißt der Konzertabend am 13. April. Die Organistin und Pianistin Kerstin Wolf und die Flamencotänzerin Yamuna Henriques lassen Werke von J. S. Bach auf Flamencomusik treffen. Am 27. April spielt

Moritz Schott berühmte Orgelwerke von J. S. Bach sowie „Mors et vita“ von Zsigmond Szathmáry. Ein Orgelkonzert zum Muttertag steht am 11. Mai auf dem Programm, und am 25. Mai begegnen sich Akkordeon und Orgel. Das Abschlusskonzert am Pfingstmontag, 9. Juni, vereint

„Neue“ und „Alte“ Musik für Violine und Orgel.

Alle Konzerte beginnen um 18 Uhr. Eine Einführung in das Programm gibt es jeweils um 17.30 Uhr. Tickets an der Abendkasse: 10 Euro (Schüler und Studierende frei).
Lutherkirche, Up de Worth 25.

Gemeinsam feiern

Begegnungstreffen für queere katholische Menschen

Queer und katholisch – für einige scheint sich das auszuschließen, für andere ist es gelebte Realität. Barbara Meier, Gemeindefereferentin, und Jens Ehebrecht-Zumsande, Referent „offene Kirche“, zudem Supervisorin und Supervisor im Erzbistum Hamburg, stehen für diese queere Realität und möchten dazu bei-

tragen, dass alle Menschen die Liebe Gottes erfahren.

Sie laden am Donnerstag, 15. Mai von 19.15 bis 21 Uhr zu einem Begegnungstreffen für queere katholische Menschen ein. Gemeinsam wird eine Wortgottesfeier und die Vielfalt Gottes gefeiert. Hinterher gibt es die Gelegenheit zum Austausch bei

einem Abendimbiss. Um eine Spende wird gebeten.

Ökumenisches Forum in der Hafencity, Shanghaiallee 12. Rückfragen und Anmeldung (bis zum 13.5.) bei Jens Ehebrecht-Zumsande:
Tel. 0152/22 80 75 09,
E-Mail: jens.ehebrecht-zumsande@sankt-ansgar.de

Mitmachen

Geburtstagsspendenaktion für das argentinische Partnerbistum: 30.000 Bäume für Puerto Iguazú



Das Erzbistum Hamburg pflegt zu seinem argentinischen Partnerbistum in Puerto Iguazú eine enge Freundschaft. Anlässlich seines 30. Geburtstags ruft das Erzbistum Hamburg unter dem Motto „Unser Geschenk zum Bistumsgeburtstag – 30 x 1000 Bäume für Puerto Iguazú“ nun zu einer besonderen Spendenaktion auf.

In den letzten Jahren wurden in der Region Iguazú viele Bäume gerodet. Auch Großgrundbesitzer haben viel Holz gefällt und schlechten Boden hinterlassen.

Mit Spenden sollen neue Bäume finanziert werden, die pro Setzling rund einen Euro kosten. Ziel ist, dass Jugendliche an den Schulen des Partnerbistums mindestens 30.000 Bäume pflanzen, die Schatten spenden, dem Klimawandel entgegenwirken

Spendenkonto des Erzbistums Hamburg: IBAN DE37 4006 0265 0000 0051 51. Darlehenskasse Münster, Kennwort: Iguazu Aktion 30.000 Bäume Mehr Infos: erzbistum-hamburg.de/Bistumspartnerschaft

Zuhören

Talk über „Gott und die Welt“ mit Köchin Cornelia Poletto

„Kirchentalk“ heißt die Gesprächsreihe der Christuskirche in Othmarschen. Im Rahmen des 125-Jahr-Jubiläums der Kirche ist Hamburgs Prominenz zu Gast – getreu dem Motto „Kirche ist Dialog“. Der „Focus“-Chefautor Thomas Tuma kommt mit klugen Köpfen aus der Hansestadt über „Gott und die Welt“ ins Gespräch.

Michael Otto und Hamburgs Erster Bürgermeister Peter Tschentscher waren schon da. Am Donnerstag, 10. April, erzählt Sterneköchin Cornelia Poletto, wie sie nicht nur den Gaumen erfreut, sondern auch ihren Glauben nährt, was es braucht, um sich in der Spitzengastronomie zu behaupten, und wie sich die Branche verändert hat. „Zeit“-Chefredakteur Giovanni di Lorenzo beschließt am Donnerstag, dem 15. Mai, diese außergewöhnliche Gesprächsreihe.

Die Gesprächsabende beginnen um 18 Uhr. Der Eintritt ist frei. Christuskirche Othmarschen, Roosens Weg 28.



ERZBISTUM HAMBURG/ MELANIE DREYSEE/ ROLAND MAGUNIA/ CHRISTIAN KALNBACH

Vom Journalisten zum katholischen Priester

Dompfarrer Thorsten Weber war evangelisch, Moderator beim Radio und wollte heiraten. Bis ihn ein Impuls aus dem Himmel überkam und er daraufhin katholische Theologie studierte. Seither hat er in Hamburg eine steile Karriere gemacht.



Seine Kirche: Thorsten Weber ist seit 2023 Pfarrer am Mariendom und Domkapitular. Er betet am liebsten frühmorgens, wenn die Kirche noch geschlossen ist.



ROLAND MAGUNIA/FUNKE FOTO SERVICES

Sabine Tesche

St. Georg. Am liebsten sitzt Pfarrer Thorsten Weber ganz früh morgens im Mariendom, wenn er noch nicht geöffnet ist und er die Stille und Schönheit der schlichten Kirche auf sich wirken lassen kann. Sein Lieblingsplatz ist auf einer der Holzbänke im linken Seitenschiff vor dem Tabernakel und mit Blick auf den heiligen Ansgar, der an einer der vorderen Säulen hängt. Bei den Heiligen Messen findet man ihn natürlich im Altarraum an dem schlichten Steinaltar, über ihm das goldene Apsis-Mosaik, eine Kopie der Santa Maria Maggiore in Rom.

Thorsten Weber ist 61 Jahre alt und erst seit zehn Jahren ein Geistlicher. Die meiste Zeit seines Lebens war er Journalist – er ist also ein Spätberufener. „Es gibt keine Spätberufenen, sondern nur jene, die spät antworten“, sagt er dazu schmunzelnd.

Geboren und aufgewachsen in Eppendorf, als Einzelkind in einem gutbürgerlichen Haushalt, der Vater Schiffsingenieur, die Mutter Bankangestellte, der Großvater Kaufmann. Alle unter einem Dach mit großem Garten und 14 Zimmern. Die Eltern trennten sich, als er sieben Jahre alt war. „Ich bin also ein Scheidungskind“, sagt er. Allerdings ein wohlbehütetes.

Getauft und konfirmiert wurde Thorsten Weber evangelisch. „Meine Mutter war keine Kirchgängerin, aber sie liebte Bach, und auf dem Sterbebett betete sie nächtelang das Vaterunser.“ Der Glaube gehörte einfach zum Leben, aber war damals nicht ständig präsent. „Eine ehemalige Schulfreundin erzählte mir jedoch Jahre später, dass ich mal gesagt habe, ich wolle Pastor werden.“ Er selbst erinnerte sich nicht an den Satz.

Denn er dachte immer in Richtung Diplomat oder Journalist. Er studierte zwar Jura, Geschichte und Kunstgeschichte, aber vor allem die Rechtswissenschaft ohne Leiden-

schaft. Durch das erste Staatsexamen fiel er durch. „Ich habe in der Zeit schon in der Firma meines Vaters gearbeitet und dort die Pressearbeit betreut.“ Danach machte er eine Hospitation beim „Hamburg-Journal“ und von 1997 bis 1999 ein Volontariat bei Klassikradio in Hamburg. Schnell stieg er auf zum Moderator und Chef vom Dienst.

Privat hatte er weniger Glück. Seine Freundin, eine Fotografin, die er gern heiraten wollte, verliebte sich ausgerechnet in einen Kollegen, den er ihr vorgestellt hatte. „Die beiden waren ganz zerknirscht, denn sie wollten gern weiter mit mir befreundet bleiben. Also wurde ich auch ihr Trauzeuge“, sagt er großmütig. Eine Familie mit Kindern zu haben, das war eigentlich auch immer sein Wunsch.

Der Moment, der sein bisheriges Leben infrage stellt

2002 wechselte Thorsten Weber zu NDR Kultur und wurde dort der „Anchorman“ für die Frühsendung. Er konzipierte und begleitete Kulturereignisse, unter anderem für „Die Zeit“ und liebte seinen Job.

Doch gleichzeitig interessierte er sich zunehmend für den katholischen Glauben, verschlang die Bücher von Joseph Ratzinger, dem späteren Papst Benedikt. „Ich fand vor allem sein Buch ‚Salz der Erde‘ großartig und die alte, ursprüngliche Kirche faszinierend. Besonders deren Spiritualität, Liturgie und Geschichte“, erklärt er. Ihn zog das Mystische im Katholischen an. 2006 konvertierte er.

Dann gab es diesen einen Moment, der sein ganzes bisheriges Leben infrage stellen sollte. „Ich war gerade auf eine Reise auf den Spuren Goethes in Rom, stand auf einer Tiberbrücke und sprach ein langes Dankesgebet für mein erfülltes Leben.“ Doch was folgte, ist schwer zu erklären. „Es kam ein starker Impuls zurück: Bis hierher war alles richtig, aber es gibt für dich einen neuen Weg.“ Er habe sich über die-

sen Impuls geärgert, aber er konnte ihn fortan nicht mehr ignorieren.

Er suchte geistlichen Rat, auch beim damaligen Hamburger Erzbischof Thissen, der ihm sagte: „Wenn der Heilige Geist waltet, sollte man ihm keine Altersgrenze setzen.“ Er recherchierte, was es bedeuten würde, Priester zu werden. „Ich saß vor einer Frühschicht vor meinem Computer und erfuhr, dass es fünf Jahre Studium und das Erlernen von drei alten Sprachen braucht. Kopfschüttelnd klappte ich den Rechner zu und ging zur Arbeit“, erinnert er sich. Ein Dreivierteljahr später war er Priesteramtskandidat des Erzbistums Hamburg und studierte Philosophie und kath. Theologie im Priesterseminar in Frankfurt-St. Georgen, Rom und Innsbruck. 2014 war Thorsten Weber Diplom-Theologe – mit 51 Jahren.

Im Priesterseminar fühlte ich mich an den Film „Die Feuerzangenbowle“ erinnert.

Pfarrer Thorsten Weber

„Im Priesterseminar fühlte ich mich manchmal an den Film ‚Die Feuerzangenbowle‘ erinnert, bei der ich noch mal die Studi-Taste drücken konnte.“ Er fand es spannend, sich noch einmal mit den Grundfragen des Lebens zu beschäftigen. Und die drei Sprachen – Latein, Hebräisch und Altgriechisch – klappten recht gut.

Seine Eltern reagierten unterschiedlich: Seine Mutter fragte nur ganz pragmatisch: „Junge, bist du denn dann im Alter gut versorgt?“ Sein Vater war zutiefst irritiert, über seine Konversion und auch wegen der neuen Berufswahl. „Er war enttäuscht, dass er nun keine Enkelkinder haben würde.“ Aber zur Priesterweihe schenkte der Vater seinem Sohn

dann eine kleine Marienstatue. „Das war ein schönes symbolträchtiges Geschenk.“

„Ich spürte, wenn ich das nicht mache, verpasse ich die wahre Mitte meines Lebens. Deswegen habe ich meinen Mut zusammengenommen und bin in das neue Leben gesprungen.“ Kollegen und Freunde reagierten gemischt. „Manche fanden, dass es zu mir passen würde, ein Kollege wünschte mir viel Spaß im Zölibat.“ Tatsächlich empfinde er den Zölibat als bleibend herausfordernd, „denn ich bin ja kein Mann ohne Unterleib“. Aber es gehöre nun mal dazu, sich nicht exklusiv an einen Menschen zu binden, sondern an jene, die ihn brauchen.

Die Offenheit überrascht, doch Thorsten Weber ist kein Mann, der ein Blatt vor der Mund nimmt. Er ist sympathisch, zugewandt und auch kritisch gegenüber katholischen Traditionen. Ihm ist wichtig, dass die Kirche für die Menschen heute da ist, in einer gelungenen Verbindung von Gegenwart und Tradition: „Dass Frauen infrage stellen, warum sie in der katholischen Kirche nicht geweiht werden können, kann ich nachvollziehen, aber dies nach 19 Jahrhunderten neu einzuführen, würde die Weltkirche spalten. Die Kirche in Deutschland hat das lebendig und kontrovers diskutiert, und Papst Franziskus lässt diese und andere Themen, wie z. B. auch andere Zugänge zum Priestertum für erfahrene verheiratete Männer im synodalen Gespräch zu, um möglichst viele Gläubige zu beteiligen. Da ist vieles im Fluss.“

Zum Diakon wurde Thorsten Weber 2015 von Erzbischof Stefan Heße geweiht, der da gerade erst nach Hamburg gekommen war. Seinen ersten Einsatz hatte er dann in der mecklenburgischen Diaspora, in Ludwigslust. Die Gemeindeglieder seien sehr warmherzig gewesen. „Ich war fast jeden Sonntag zur Roulade eingeladen“, sagt er lachend. Auch der Kontakt zu dem evangelischen Pastorenpaar vor

Ort sei eng gewesen. „Mit ihnen habe ich eine Gegendemo zu Pegida organisiert. Während die Parolen grölten, sangen wir ‚Großer Gott, wir loben Dich‘.“

Dann die Priesterweihe im St.-Marien-Dom durch Erzbischof Heße. „Ich habe vor allem die Salbung der Hände durch den Erzbischof und die Handauflegung als sehr ergreifend in Erinnerung. Denn dann kommen alle Priester des Erzbistums schweigend nach vorn und legen einem schweigend und betend die Hand auf. Das ist das Symbol, dass man in die Gemeinschaft der Priester aufgenommen wird. Das ist mir sehr wichtig, denn ein Pfarrer, der nur bei sich selbst bleibt, scheitert. Ich brauche das Miteinander mit den Mitbrüdern.“ Aber zum Glück habe er durch sein vorheriges Leben auch noch viele Freunde außerhalb der Kirche, die ihn erden und eine Verbindung zur Gesellschaft bilden.

Das Erzbistum betritt Neuland mit einem neuen Leitungsmodell

Als Neupriester mit dem Titel Kaplan kam Thorsten Weber nach Ahrensburg und wirkte in Stormarn vier Jahre, bis Oktober 2020. Dann wurde er, mitten in der Corona-Zeit, nach Blankenese versetzt und war dort drei Jahre Pastor im Hamburger Westen. Dazu wurde er zum Beauftragten für Künstlerpastoral im Erzbistum Hamburg sowie zum Leiter der Arbeitsgruppe Sakraler Bau und Kunst in der Liturgiekommision des Erzbistums Hamburg ernannt, Aufgaben, die er wegen seiner Liebe zu Kunst und Kultur gerne ausfüllt.

Die große Überraschung kam am Dreikönigstag 2023. Da bestellte ihn sein Bischof ein und vertraute ihm eine wichtige Aufgabe an: Pfarrer an der Domkirche St. Marien und in der Hamburger City-Pfarrei St. Ansgar – noch dazu in einem neuen Leitungsmodell, mit einem nicht geweihten Kollegen an seiner Seite. „Hier betritt die katholische

Kirche Neuland“ sagt er. Dazu wurde er wenig später noch Domkapitular und Mitglied des Metropolitenkapitels des Erzbistums Hamburg. Das heißt, er dürfte theoretisch den nächsten Erzbischof mitwählen und gehört zum Beratergremium von Stefan Heße.

Doch seine wichtigste Aufgabe sieht Thorsten Weber in der Seelsorge für seine Gemeinde. „Wir sind der Beichtstuhl der Stadt“, sagt er und deutet auf das Gestühl mit den zwei Eingängen hin. Und vor der Tür des Doms sieht er jede Menge Elend: Drogensüchtige und Obdachlose, für die er mithilfe, eine Wärmestube einzurichten.

Auch Homosexuelle klopfen an das Tor und wünschen sich eine Segnung für ihre Partnerschaft. „Da in der katholischen Kirche die Ehe ein Sakrament und Abbild der Schöpfungsordnung ist, aus der neues Leben entsteht, dürfen gleichgeschlechtliche Paare bei uns nicht getraut werden. Aber natürlich möchte ich als Seelsorger jede verantwortlich gelebte Liebe wertschätzen, und ich segne diese Paare auch, wenn sie mich darum bitten. Deshalb bin ich auch dankbar, dass der Papst hier zumindest etwas die Tür geöffnet hat.“

Hat er jemals gezweifelt an seiner Entscheidung? Nein, an der Grundentscheidung nie. Aber: „Zweifel gehören manchmal zum Glauben dazu. Wenn ich zum Beispiel die Mutter eines sterbenden Kindes begleiten muss. Dann rede ich schon mal mit Gott wie Don Camillo und frage ihn laut und deutlich: Wie soll ich jetzt dieser Frau von Deiner Liebe erzählen?“ Oder er setzt sich auf seinen Lieblingsplatz und betet für seine Gemeinde und sich. Denn „Gott ist trotz all seiner Unbegreiflichkeit für mich der Schöpfer, der alles in den Händen hält. Ich bin dankbar für meinen Glauben und mein Leben, gemäß meinem Wahlspruch: ‚Wir sind nicht Herren Eures Glaubens, sondern Diener Eurer Freude (2 Kor 1,2)‘.“



Christen glauben, dass Jesus die Grabplatte beiseitegestoßen hat, auferstanden und den Jüngern erschienen ist. DZIANIS VASILYEU/PICTURE ALLIANCE

Die Ostertermine mit den Gottesdiensten gibt es am 16. April auf Extra-Seiten im Hamburger Abendblatt.

Edgar S. Hasse

Was der Hamburger Gymnasialprofessor Hermann Samuel Reimarus (1694–1768) nach Dienstschluss am Gymnasium Johanneum privat machte, durfte niemand wissen. Es hätte den Anhänger der Aufklärung im streng lutherischen Hamburg seine berufliche Existenz kosten können. Also nahm er im Geheimen die Bibel kritisch unter die Lupe, namentlich die Auferstehung Jesu. Der Theologe und Philologe bat Gotthold Ephraim Lessing, diese bibelkritischen Aufzeichnungen erst nach seinem Tod zu veröffentlichen.

Der Dichter publizierte sie schließlich 1778 als „Fragmente eines Ungenannten“. Der Titel: „Von dem Zwecke Jesu und seine Jünger“. Ein Beben erschütterte darin das Osterfest und die Grundfesten der Kirche: Die Jünger Jesu hätten den Leichnam Jesu gestohlen. Nur auf diese Weise sei das Grab „leer“ geworden. Da sei gar nichts Übernatürliches im Spiel gewesen.

Spätestens seit den Forschungen des Hamburger Gelehrten wird die Auferstehung Jesu, das religiöse Fundament des Osterfestes, so stark bezweifelt, dass alles wackelt. Die einen behaupteten, er sei scheinbar gewesen, die anderen meinten, der Leichnam habe nur zeitweise in jenem Grab gelegen und sei danach an einem anderen Ort bestattet worden. Wer heutzutage den Satz im Glaubensbekenntnis „am dritten Tage auferstanden von den Toten“ für wahrhaftig hält, befindet sich in einer gesellschaftlichen Minderheit. Nur etwa jeder fünfte Deutsche (18 Prozent) stimmt dieser Aussage zu, 42 Prozent glauben nicht an die Auferstehung.

Eine Umfrage des Meinungsforschungsinstituts YouGov im vergangenen Jahr ergab, dass 31 Prozent der Befragten Ostern am ehesten mit dem Frühling verbinden und nur 18 Prozent mit der Auferstehung Christi. Im Jahr 2003 waren es noch 47 Prozent der Bundesbürger, die Ostern mit der Auferstehung Jesu und der Hoffnung auf ein ewiges Leben verknüpften.

Was aber bleibt nun übrig von Ostern? Gibt es vielleicht doch noch gute Argumente für die leibliche Auferstehung Jesu? Und was folgt daraus für die uralte Menschheitsfrage zum Leben nach dem Tod? Schließlich steht mit der Antwort auf diese Fragen die Glaubwürdigkeit des Christentums auf dem Spiel. Zumindest nach biblischem Zeugnis. Für den Apostel Paulus steht fest: „Wenn es keine Auferstehung der Toten gibt, ist auch Christus nicht auferweckt worden. Ist aber Christus nicht auferweckt worden, dann ist unsere Verkündigung leer, leer auch euer Glaube.“

Religionen und Philosophien ventilieren seit alters die Frage, was nach dem Tod kommt. Glauben Buddhisten und Hindus an eine Wiedergeburt und schlussendlich an das Nirwana, hoffen die Juden zwar auch auf eine jenseitige Welt, sind aber mit ihren religiösen Vorschriften stärker auf das Leben im Diesseits fokussiert.

Die Vorstellung einer leiblichen Auferstehung von den Toten findet

sich namentlich im Christentum und Islam, nur teilweise im Judentum und im Zoroastrismus (Zarathustra), der im Iran verbreitet ist.

Auch in der griechischen Antike sinnierten Philosophen wie Platon (428/427–348/347 v. Chr.) und Epikur (341–271 v. Chr.) über die Grenzen menschlichen Lebens. Für Epikur, der die Schüler gern in seinem Athener Garten zum Symposion (Gastmahl) lud, war die Sachlage klar: „Gewöhne dich an den Gedanken, dass der Tod uns nichts angeht.“ Denn „solange wir existieren, ist der Tod nicht da, und wenn der Tod da ist, existieren wir nicht mehr. Er geht also weder die Lebenden an noch die Toten.“ Platon entwickelte dagegen eine Vorstellung, die bis

heute für viele Menschen prägend ist: Zwar stirbt der Körper, die Seele aber ist und bleibt unsterblich. Vor allem das mittelalterliche Christentum macht diese Lehre für das Christentum fruchtbar. Die Seele verlässt den Körper nach dem Tod und steigt auf zu Gott bis zum jüngsten Gericht.

Mit der biblischen Osterbotschaft, wie sie in der Bibel, in den Evangelien und bei Paulus, übermittelt wird, kommt nun eine Perspektive ins Spiel, die den ganzen Menschen in den Blick nimmt: Körper, Seele und Geist. Die im Tod voneinander getrennten drei Bestandteile werden in der jenseitigen Welt zum neuen, ewigen Leben wiedervereint. Die Toten stehen am Ende aller

Tage leibhaftig auf. Dreh- und Angelpunkt ist jenes Ereignis, das die Christenheit mit Ostern feiert, als Jesus drei Tage nach seinem qualvollen Tod am Kreuz von Gott auferweckt wurde. Als Beweismittel dienen den biblischen Autoren zwei Elemente: zum einen das leere Grab, das ausgerechnet Frauen am Morgen entdeckten, deren Aussagen vor Gericht in der antiken Welt so wenig Glaubwürdigkeit besaßen. Diese avancierten nun in der Bibel zu veritablen Zeuginnen der göttlichen Zeitenwende.

Zum anderen berichtet die Bibel darüber, dass Jesus Christus nach seinem Tod zahlreichen Personen erschienen ist. Die Liste der Kronzeugen ist lang. Die wichtigste fin-

det sich in der ältesten Osterüberlieferung der Heiligen Schrift, in einem Brief, den Paulus den Christen in der griechischen Stadt Korinth nur rund 15 Jahre nach Jesu Kreuzestod schrieb. In Korinth hatte er eine Zeit lang als Handwerker gearbeitet und hat wohl häufiger auf der noch heute erhaltenen steinernen Rednerbühne am Fuß des Burgbergs (Akropolis) zu den Leuten gesprochen. Sein Ziel war es, die Bedeutung und Faktizität der damaligen, aufrüttelnden Ereignisse herauszustellen: Jesus wurde begraben, und er ist „erschienen“.

Der Faktencheck in der paulinischen Zeugenliste basiert auf teils örtlich und zeitlich voneinander unabhängigen Visionen. Zuerst er-

schien Jesus dem Petrus, dann den anderen Jüngern. Später 500 Menschen zugleich, ein religiöses Gruppenereignis. Schließlich Jakobus und zuletzt Paulus selbst, der alles, was er gehört und erlebt hatte, in seinen Briefen aufschrieb. Diese genaue Dokumentation bot den Lesern und Hörern damals die Möglichkeit, sich bei Rückfragen an die noch immer lebenden Zeitzeugen zu wenden, um Genaueres zu erfahren. Nach Ansicht des früheren Hamburger Bischofs und Neutestamentlers Ulrich Wilckens (1928–2021) sollte man diesen Zeugnissen möglichst „unvoreingenommen“ begegnen, weil sie glaubwürdig seien – sein Plädoyer für die „Wirklichkeit der Auferstehung“.

Doch auch gegen die Erscheinungsgeschichten in der Bibel regte sich zur Zeit der Aufklärung wie bei der Diskussion um das leere Grab rationalistischer Widerstand. Eine Karikatur zeigte 1839 den Theologen und Schriftsteller Daniel Friedrich Strauß (1808–1874), wie er mit seinen Krallen als Vogel Strauß auf die Bibel tritt.

Die Jünger hätten, ganz subjektiv, Jesus Christus nach seinem Tod gesehen und damit den Konflikt zwischen ihrem hoffnungsvollen Glauben an Jesus, den Messias und der tiefen Trauer über seinen Tod am Kreuz psychologisch bewältigt, lautet seine These.

Ob traumatisierte, trauernde Jüngerinnen und Jünger, Scheintod, Diebstahl oder Umbestattung seines Leichnams – solche Argumente gegen die Wirklichkeit der Auferstehung sind noch immer virulent. „Die Auferstehung des am Kreuz hingerichteten Jesus, die das Neue Testament einstimmig behauptet, widerspricht dem modernen Weltbild“, wie die Theologieprofessoren Gerd Theißen und Annette Merz in ihrem Buch „Der historische Jesus“ feststellen.

Doch es gebe, neben der glaubwürdigen Zeugenliste im Paulusbrief an die Korinther, weitere gute Gründe für die Wahrhaftigkeit der Auferstehung Jesu, auch wenn sie sich historisch nicht beweisen lässt. Seine Auferstehung, so die beiden Autoren, „offenbart eine rätselhafte todüberwindende Macht“. Sie ist so stark, dass die um ihr eigenes Leben bangenden Jünger plötzlich wieder Mut fassen können und missionieren, sodass die Sache Jesu weitergeht. Zahllose Christinnen und Christen werden, beseelt von dieser Kraft, im Römischen Reich sterbend zu Märtyrern.

Die Auferstehung lässt sich für mich nur so erklären, dass Gott, der universale Schöpfer, mit jenem Ereignis vor gut 2000 Jahren abermals etwas Neues, sehr Hoffnungsstiftendes, jenseits der Naturgesetze geschaffen hat.

Es ist eine Kraft, die stärker ist als der Tod. Sie kann bezweifelt und sie kann geglaubt werden – beides gehört dazu. Gäbe es einen Videobeweis für die Auferstehung, fehlte der menschliche Zweifel und damit das Salz in der Suppe des Lebens.

Ist Jesus auferstanden?

Viele Theorien ranken sich um die Auferstehung des Messias. Eine Mehrheit der Deutschen bezweifelt sie. Aber was bleibt dann von Ostern, dem wichtigsten Christenfest, noch übrig?

Ein Osterfest der Einheit auf der ganzen Welt

Seltenheitswert: Dieses Jahr feiern katholische, evangelische und orthodoxe Kirchen zur gleichen Zeit

In diesem Jahr feiert die Christenheit auf der ganzen Welt Ostern zur gleichen Zeit. Das kommt nur gelegentlich vor, denn in den östlichen und westlichen Kirchen gelten verschiedene Kalender. Während die katholische und die protestantischen Kirchen den gregorianischen Kalender nutzen, dem auch das sogenannte bürgerliche Jahr folgt, halten sich die orthodoxen Kirchen an den julianischen Kalender. Dieser liegt aktuell 13 Tage hinter dem gregorianischen Kalender.

Geht der gregorianische Kalender auf die Reform von Papst Gregor XIII. im 16. Jahrhundert zurück, wurde der julianische Kalender noch unter Julius Cäsar 45 v. Chr. im Römischen Reich eingeführt. Anders als Weihnachten, richtet sich der variable Termin für die Feier der Auferstehung Jesu nach dem Mond. Ostern fällt demnach auf den ersten Sonntag nach dem Frühlingsvollmond.

Das Frühlingsäquinoktium ist der Zeitpunkt im Jahr, an dem Tag und Nacht ungefähr gleich lang

sind. Es markiert den Beginn des Frühlings und tritt um den 20. oder 21. März auf.

In der Osterberechnung wird das Äquinoktium jedoch immer auf den 21. März festgelegt, um eine einheitliche Berechnungsgrundlage zu haben. Der erste Vollmond nach dem Frühlingsanfang ist also der relevante „Ostermond“.

„Alle Kirchen halten sich eigentlich an die Regel, wie schon vom

Konzil von Nicäa 325 formuliert worden ist, dass man Ostern am Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond, nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche am 21. März, feiert. Aber dieser 21. März liegt eben nach altem und neuem Kalender 13 Tage auseinander“, sagt der katholische Orthodoxie-Experte Johannes Oeldemann.

In diesem Jahr fallen die Berechnungen in beiden Kalendern ein-

heitlich auf den 20. April. Das ist der erste Sonntag nach dem diesjährigen Frühlingsvollmond am 14. April. Sowohl in der orthodoxen als auch der katholischen Kirche gibt es unterdessen Bestrebungen, den Ostertermin ökumenisch zu vereinheitlichen.

In Hamburg feiern die Kirchen der verschiedenen Konfessionen am Ostermontag eine gemeinsame „Vesper der Liebe“ um 16 Uhr in der St.-Josephs-Kirche, Große Freiheit 41, organisiert von Annette Reimers-Avenarius, Geschäftsführerin der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen Hamburg.

Alle Christen sollten den im Jahr 2025 zufällig in den Kirchen des Westens und des Ostens am selben Tag liegenden Ostertermin „als Einladung verstehen, hinsichtlich eines gemeinsamen Ostertermins einen entscheidenden Schritt in Richtung Einheit zu tun“, hatte Papst Franziskus zu Jahresbeginn erklärt. „Die katholische Kirche ist bereit, ein Datum zu akzeptieren, das alle wollen – ein Datum der Einheit.“ *esh*



Pastorin Annette Reimers-Avenarius, Ökumenebeauftragte der Nordkirche in der Kapelle des Ökumenischen Forums. NEUSCHELER